



Alexander Grin

**Schiffe
in
Liss**

NOVELLE

Alexander Grin

Schiffe in Liss



Novelle

Aus dem Russischen von Brigitta Schröder

1

Es gibt Menschen, die erinnern an eine altmodische Tabaksdose. Hält man einen solchen Gegenstand in der Hand, so betrachtet man ihn nachdenklich und mit Gewinn. Eine ganze Generation spricht aus ihm, und wir sind ihm fremd. Die Tabaksdose wird nebst anderen Dingen verwahrt und den Gästen gezeigt, doch selten von ihrem Besitzer wie ein Gebrauchsgegenstand benutzt. Warum? Halten die Jahrhunderte ihn davor zurück? Oder sind die Formen einer früheren Zeit, die – geometrisch – den neuen trügerisch ähneln, im Grunde doch anders, dass ihr ständiger Anblick, der ständige Umgang mit ihnen bedeutet, in der Vergangenheit zu leben, ohne es selbst zu merken? Ist es vielleicht der flüchtige Gedanke an eine komplizierte Diskrepanz? Schwer zu sagen. Aber, so haben wir begonnen – es gibt Menschen, die erinnern an einen altertümlichen Gebrauchsgegenstand, und diese Menschen sind in ihrer Mentalität der ringsum üblichen Lebensart so fremd wie die oben erwähnte Tabaksdose dem Marodeur aus dem Hotel „Lissabon“. In der Kindheit oder an einem jener Wendepunkte im Leben, da der sich formende Charakter einer gesättigten Minerallösung vergleichbar ist – schüttele sie leicht, und blitzartig ist sie für allezeit in Kristallen erstarrt - , an einer solchen Wende wird die Seele durch einen zufälligen Eindruck oder etwas anderes für immer

geprägt. Ihre Ansprüche sind naiv und poetisch: Ganzheit, Vollkommenheit, Zauber des Gewohnten, wo die Träume gut aufgehoben sind, frei von den Schikanen des Augenblicks. Solch ein Mensch wird Pferde dem Eisenbahnwagen vorziehen; die Kerze der elektrischen Glühbirne; den dicken weichen Zopf eines Mädchens der raffinierten, nach versengtem Haar und Moschus riechenden Frisur; die Rose der Chrysantheme; er wird einem ungefügten Schiff mit gehissten weissen Segeln, ähnlich einem Gesicht mit schweren Kinnladen und klarer Stirn über blauen Augen, den Vorzug geben vor einem spielzeughaft schönen Dampfer. Sein Innenleben ist zwangsläufig abgekapselt, und die Beziehung zur Aussenwelt beruht auf gegenseitiger Distanz.

2

Solch eine Lebenshaltung findet sich nicht nur bei einzelnen Menschen, es gibt auch Familien, Häuser und sogar Städte und Häfen, die dem oben angeführten Beispiel gleichen.

Wir kennen keinen unverständlicheren und wundersameren Hafen als Liss, abgesehen natürlich von Surbagan. Die internationale, vielsprachige Stadt erinnert an einen Landstreicher, der endlich beschlossen hat, im Labyrinth der Sesshaftigkeit unterzutauchen. Die Häuser sind wahllos hingesezt,

Strassen im eigentlichen Sinn kann es in Liss schon deshalb nicht geben, weil die Stadt auf Felshängen und Hügeln entstanden ist, die durch Treppen, Brücken und schmale, gewundene Pfade verbunden sind. Alles ist dicht bewachsen mit tropischem Grün, in dessen fächerförmigem Schatten die kindlichen, feurigen Augen der Frauen blitzen. Gelber Stein, blauer Schatten, malerische Risse in alten Mauern; irgendwo in einem unebenen Hof ein riesiges Boot, das von einem barfüssigen, Pfeife rauchenden, ungeselligen Mann ausgebessert wird; Gesang in der Ferne und sein Echo in der Schlucht; ein Markt auf Pfählen, unter Segeltuchdächern und riesigen Schirmen; das Funkeln von Waffen, ein leuchtendes Kleid, der Duft von Blüten und Grün der, wie im Traum, eine dumpfe Sehnsucht nach Verliebtheit und heimlichen Begegnungen weckt; der Hafen – schmutzig wie ein junger Schornsteinfeger; eingerollte schlafende Segel, ein beschwingter Morgen, grünes Wasser, Felsen, die Weite des Ozeans; nachts das magnetische Feuer der Sterne, Boote mit lachenden Stimmen – das ist Liss. Zwei Gasthöfe gibt es hier: „Nadelkissen“ und „Kummer ade“. Natürlich drängen die Matrosen mehr in den näherliegenden; zu welchem von beiden es ursprünglich näher gewesen war, ist schwer zu sagen; denn die beiden ehrenwerten miteinander konkurrierenden Etablissements waren dazu übergegangen, dem Hafen buchstäblich entgegenspringen. Sie zogen um, mieteten neue

Gebäude und bauten sogar welche. Den Sieg trug „Kummer ade“ davon dank einem listigen Trick, durch den das „Nadelkissen“ zwischen verlorenen Schluchten steckenblieb, und nach zehnjährigem Kampf trat der triumphierende „Kummer ade“ direkt am Hafen seine Herrschaft an, nachdem er drei ansässige Wirtschaften ruiniert hatte.

Die Bevölkerung von Liss besteht aus Abenteurern, Schmugglern und Seeleuten. Die Frauen teilen sich in Engel und Megären; die Engel sind selbstverständlich jung, hinreissend schön und zärtlich, und die Megären sind alt; aber auch die Megären, das sollte man nicht vergessen, sind nützlich im Leben. Ein Beispiel: eine glückliche Hochzeit, und die früher höllische Ränke spinnende Megäre bereut und beginnt ein besseres Leben.

Wir wollen nicht die Gründe analysieren, warum Liss ausschliesslich von Segelschiffen angelaufen wurde und wird. Diese Gründe sind geografischer und hydrografischer Natur; alles in allem macht diese Stadt gerade jenen Eindruck von Unabhängigkeit und poetischer Leichtigkeit, den wir am Beispiel des Menschen mit seinen auf Ganzheit gerichteten und klaren Ansprüchen zu verdeutlichen suchten.

3

In dem Moment, da unsere Erzählung begann, saßen an einem Tisch des Gasthofs „Kummer ade“ in der oberen Etage, vor einem Fenster mit malerischem Blick auf den Hafen von Liss, vier Männer: Kapitän Duke, eine sehr schwergewichtige und expansive Persönlichkeit; Kapitän Robert Estamp; Kapitän Renior und ein Kapitän, allgemein unter dem Spitznamen bekannt: „Ich kenn dich“, hergeleitet aus ebendiesem Satz, mit dem er jeden, selbst einen ihm unbekanntem Menschen begrüßte, wenn jener nur die Absicht zu zechen bekundete. Sein richtiger Name indes war Tschintschar.

Eine so illustre, ja aristokratische Gesellschaft konnte selbstverständlich nicht an einem leeren Tisch thronen. Also standen dort verschiedene prächtige Flaschen, die der Wirt nur bei besonderen Gelegenheiten hervorholte, solchen wie jetzt, da die Kapitäne – gemeinhin Leute, die einander aus professioneller Gefallsucht nicht sonderlich mögen – einmal zum Saufen zusammenkamen.

Estamp war ein älterer, sehr blasser, grauäugiger Mann mit rötlichen Brauen, wenig redselig; Renior, mit langem schwarzem Haar und hervorstehenden Augen, hätte ein verkleideter Mönch sein können; Tschintschar, ein listiger Alter mit schwarzen Zähnen und nur noch

einem traurigen blauen Auge, galt als ausgesprochen boshaft.

Die Schenke war voll; hier wurde gelärmt, da wurde gesungen; von Zeit zu Zeit steuerte ein stark angeheiterter Mann dem Ausgang zu und riss dabei die Stühle auf seinem Weg um; Geschirr klirrte, und in diesem Lärm fing Duke zweimal den Namen „Bitt-Boy“ auf. Jemand erinnerte sich offenbar an den grossartigen Menschen. Dieser Name fiel gerade im rechten Moment: Das Gespräch drehte sich um eine schwierige Situation.

„Ja, mit Bitt-Boy“, schrie Duke, „würde ein ganzes Geschwader nicht fürchten! Aber er ist nicht da. Es ist schrecklich, Brüder Kapitäne, aber ich habe explosives Zeug geladen. Das heisst nicht ich, sondern >Marianna<. Aber >Marianna<, das bin ich, und ich, das ist >Marianna<, also habe ich geladen. Ironie des Schicksals: Ich muss Schrot und Pulver fahren! Gott ist mein Zeuge, Brüder Kapitäne, fuhr Duke düster mit beseelter Stimme fort, „nach so einer grausamen Bewirtung, wie sie mir in der Intendantur zuteil wurde, wäre ich sogar einverstanden, Selters und Soda an Bord zu nehmen!“

„Vorgestern hat sich das Kaperschiff wieder gezeigt“, warf Estamp ein.

„Ich begreife nicht, was es in diesen Gewässern sucht“, sagte Tschintschar, „doch man hat Angst, den Anker zu lichten.“

„Was plagt Sie denn zur Zeit?“ fragte Renior,
„Lappalien, Kapitän. Ich transportiere
Blecherzeugnisse und Parfüm. Aber man hat mir eine
Prämie versprochen!“

Doch Tschintschar log. Nicht mit Blech „plagte“ er
sich, sondern mit einer Versicherungspolice, und er
suchte eine geeignete Stelle, um zu passender Zeit
seine „Einsiedler“ für eine erkleckliche Summe zu
versenken. Solche widerlichen Gaunerstücke sind keine
Seltenheit, obwohl sie grosse Vorsicht erfordern. Das
Kaperschiff beunruhigte Tschintschar ebenfalls – er
hatte Nachricht bekommen, dass seine
Versicherungsgesellschaft vor dem Bankrott stehe und
Eile geboten sei.

„Ich weiss, was der Räuber sucht!“ versicherte Duke.
„Haben Sie die Brigantine >Felicata< gesehen, die dicht
an der Ausfahrt vor Anker liegt? Man sagt, sie habe
Gold geladen.“

„Das Schiff ist mir nicht bekannt“, sagte Renior. „Aber
bemerkt habe ich es natürlich. Wer ist der Kapitän?“

Niemand wusste es. Niemand hatte ihn auch nur
gesehen. Er machte keine Besuche und mied auch den
Gasthof. Nur einmal waren drei Matrosen der „Felicata“,
von neugierigen Augen verfolgt, drei gesittete, ältere
Männer, nach Liss gekommen, hatten Tabak gekauft
und sich nicht wieder blicken lassen. „Irgend so ein
Milchbart“, brummte Estamp. „Ein Flegel! Hocke Du nur
in deiner Kajüte, du Flegel“, sagte er plötzlich erbost,

zum Fenster gewandt, „vielleicht wächst dir dabei der Bart!“

Die Kapitäne brachen in schallendes Gelächter aus. Als es verstummt war, sagte Renior:

„Wie man es auch dreht, wir sitzen in der Falle. Meine Fracht würde ich ja mit Vergnügen hingeben (was soll ich eigentlich mit fremden Zitronen?). Aber die >President<...“

„Oder die >Marianna<, unterbrach ihn Duke. „Was ist, wenn sie in die Luft fliegt?“ Er erblasste und trank einen Doppelten. „Malen Sie nicht den Teufel an die Wand, Renior!“

„Sie gehen mir auf die Nerven mit Ihrer >Marianna<“, schrie Renior, „und zwar so, dass ich mich freue, wenn sie in die Luft fliegt!“

„Dann wird >President< absaufen!“

„Wa-as?“

„Kapitäne, streitet euch nicht“, sagte Estamp.

„Ich kenn dich!“ rief Tschintschar plötzlich einem erstaunten Besucher zu. „Komm her, gib für einen alten Mann mal einen aus!“

Aber der Besucher kehrte ihm den Rücken zu. Die Kapitäne versanken in Nachdenken. Jeder hatte seine Gründe, Liss so schnell wie möglich zu verlassen. Duke wurde in einer fernen Festung erwartet, Tschintschar beeilte sich, seine Gaunerkomödie zu Ende zu spielen. Renior sehnte sich nach seiner Familie, die er schon zwei Jahre nicht gesehen hatte, und Estamp fürchtete,

dass seine Mannschaft, ein zusammengewürfelter Haufen, auseinanderlief. Zwei waren schon abgehauen und rühmten sich jetzt im „Nadelkissen“ ihrer einzigartigen Abenteuer in Neu-Guinea.

Diese Schiffe: die „Marianna“, die „President“, Tschintschars „Einsiedler“ und Estamps „Aramäa“ hatten sich nach Liss vor der Verfolgung feindlicher Kaperschiffe gerettet. Als erste war die schnelle „Marianna“ herangeflogen, am nächsten Tag kam die „Einsiedler“ angekrochen, und zwei Tage später warfen, ganz ausser Atem, die „Aramäa“ und die „President“ ihre Anker. Insgesamt hatten mit der geheimnisvollen „Felicata“ in Liss fünf Schiffe festgemacht, nicht gerechnet die Lastkähne und kleinen Küstenschiffe.

„Ach, wie gern wüsste ich Bitt-Boy hier“, fing der schon beschwipste Duke an. „Ich werde euch einen Streich von ihm erzählen. Ihr kennt natürlich alle die lahme Ente Beppo Malastino. Malastino sitzt in Surbagan, trinkt >Mein Gott<* und hat Butuska auf den Knien. Da kommt Bitt-Boy herein: >Malastino, lichte den Anker, ich lotse dein Schiff. Du wirst in dieser Saison früher als alle anderen in Achuan-Skap sein.< Was glaubt ihr, Kapitäne? Ich habe Kasset mit voller Ladung passiert, und es wäre nur zum Vorteil für den Dummkopf Malastino gewesen, blind auf Bitt-Boy zu hören. Aber Beppo überlegte zwei Tage: Ach, es ist eine Sturmzone...Ach, im Nu hat es die Bojen

* Ein mörderisches Getränk. Reiner Sprit, angesetzt mit Cayennepfeffer, dazu ein kleines Quantum Honig

weggerissen...Aber auf die Bojen kommt's gar nicht an Brüder. Ali – ein Türke, ein früherer Bootsmann von Beppo – hatte ihm ein Loch in die Brigg gebohrt und mit Pech verschmiert, gegenüber dem Besansegel. Eine Welle hätte das Pech schnell herausgepeitscht. Dann durchfuhr Beppo halb ohnmächtig mit Bitt-Boy die höllische Meerenge. Natürlich kam er zu spät, und das Geld von Achuan-Skap fühlte sich mehr zu den anderen hingezogen als zu dem Makkaroni, aber...was hatte Bitt-Boy für ein Glück? In der Meerenge wurden sie gegen die Riffe geschleudert...Mehrere Fässer Honig, die neben dem Türkenloch standen, hatten schon in Surbagan angefangen zu gären. Diese Fässer barsten nun, und etwa vier Tonnen Honig dichteten das Loch so gut ab, dass die Aussenwand standhielt. Dem Beppo wurde in Achuan-Skap, beim Löschen der Ladung, ganz kalt vor Schreck. Hör mal, Tschintschar, gib mir eine Kleinigkeit aus dieser Flasche da!"

„Bitt-Boy...ich würde ihn überreden, zu mir zu kommen“, bemerkte Estamp. „Dich, Duke, wird man sowieso eines Tages wegen des Pulvers hängen, ich aber habe Kinder.“

„Ich werde euch etwas von Bitt-Boy erzählen“, begann Tschintschar. „Diese Geschichte...“

Ohrenbetäubendes, fröhliches Gejohle unterbrach den alten Gauner. Alle drehten sich um zur Tür, viele schwenkten die Mütze, einige stürzten dem Eintretenden entgegen. Ein Gebrüll im Chor brauste

durch den grossen Raum, einzelne Ausrufe aber zerteilten den begeisterten Tumult und brachen sich in hellem Geheul ihre Bahn:

„Bitt-Boy! Bitt-Boy! Bitt-Boy, der Glücksbringer!“

4

Der Mann, der mit einem so bedeutungsvollen und schönen Namen begrüsst wurde, errötete stark und blieb am Eingang stehen, lachte dann, verbeugte sich und ging zum Tisch der Kapitäne. Er war schlank, höchstens dreissig Jahre, nicht gross, hatte ein angenehmes, offenes Gesicht, das Kraft und Zartgefühl verriet. Seine Augen strahlten ruhige Lebhaftigkeit aus, Gesichtszüge, Gestalt und alle Bewegungen sprachen von Würde, die eher Ausdruck von innerer Ausgeglichenheit als gewohnte Selbstbeherrschung war. Sehr deutlich, aber nicht laut klang seine nachdenkliche Stimme. Bitt-Boy trug eine Lotsenmütze, eine braune Strickjacke, einen blauen Gürtel und klobige Schuhe, über dem Arm hing ein Regenumhang. Bitt-Boy drückte Dutzende, Hunderte von Händen... Sein Blick erwiderte lächelnd und ungezwungen das freundschaftliche breite Grinsen ringsum; die Rauchspiralen aus den Pfeifen, das Blitzen weisser Zähne in kaffeebraunen Gesichtern und das bunte Flirren der Augen hüllten ihn mehrere Minuten lang in

eine erquickende Wolke herzlichen Willkommens; endlich befreite er sich und landete in Dukes Armen.

Sogar Tschintschars trauriges Auge heiterte sich auf, seine boshafte Kinnlade wirkte freundlicher der solide stiernackige Renior wurde weicher gestimmt, und der raue, ehrgeizige Estamp lächelte zwar nur ein wenig, aber auf kindliche Art. Bitt-Boy war der allgemeine Liebling.

„Du bist der Trommelschläger Fortunas!“ sagte Duke. „Warst du vielleicht ein neuer Jona im Bauch des Wals? Wo hast du so lange gesteckt? Was weißt du? Wähle: die ganze betrunkene Flotte ist anwesend. Aber wir sitzen fest wie der Keil im Schädel eines Dummkopfes. Rette die >Marianna<.“

„Du meinst das Kaperschiff?“ fragte Bitt-Boy. „Ich habe es gesehen. Ein kurzer Bericht, Brüder, ist besser als eine lange Fragerei. Hört also die Geschichte: Gestern nahm ich in Surbagan eine Jolle und segelte in Richtung Liss die Nacht war stockdunkel. Von den Kaperschiffen hatte ich schon vorher gehört, deshalb hielt ich mich nahe am Ufer, wo die Felsen mit Moos bewachsen sind und ihre Farbe mich schützte. Zweimal strich der Scheinwerfer eines feindlichen Kreuzers an mir vorbei, beim drittenmal sagte mir eine innere Stimme: Hol das Segel ein. Genau im richtigen Augenblick... Die Jolle und ich waren in Licht getaucht wie eine Fliege in der Untertasse. Zwischen Steinen, Schatten, Moos und Spalten war ich jedoch nicht zu

sehen, doch hätte ich mein Segel nicht eingeholt...Also, nun sitzt Bitt-Boy wohlbehalten hier. Renior, erinnern Sie sich an die Firma >Heaven & Co<? Sie verkauft enge Schuhe mit Nägeln, die durch die Sohle kommen; ich habe mir gestern ein Paar gekauft, und jetzt habe ich blutige Fersen.“

„Jawohl, Bitt-Boy“, sagte Renior, „aber Sie sind ein mutiger Mann. Lotsen Sie meine >President<. Wenn Sie verheiratet wären...“

„Nein, die >Einsiedler<!“ erklärte Tschintschar. „Ich kenne dich, Bitt-Boy. Ich bin jetzt reich, Bitt-Boy.“

„Warum nicht die >Aramäa<?“ fragte der strenge Estamp. „Ich tue alles für das Recht der Ausfahrt. Mit Bitt-Boy ist das eine sichere Sache.“

Der junge Lotse, der gerade noch etwas hatte erzählen wollen, wurde plötzlich ernst und traurig. Das Kinn in die kleine Hand gestützt, blickte er die Kapitäne an, lächelte leise mit den Augen und bezwang sich, wie immer auf die Stimmung der anderen bedacht. Er leerte sein Glas, warf es hoch, fing es auf, steckte sich eine Zigarette an und sagte:

„Ich danke euch für die guten Worte, dafür, dass ihr an meinen Erfolg glaubt...Ich suche ihn nicht. Im Augenblick kann ich euch nichts Bestimmtes sagen. Es hängt von *einem Umstand* ab.“

Obwohl ich schon das ganze im Frühjahr verdiente Geld ausgegeben habe, aber trotzdem...Und wie sollte ich auch zwischen euch wählen? Duke...zartbesaiteter

alter Mann! Nur Kurzsichtige können nicht sehen, dass dir beim Anblick des weiten Meeres die Tränen kommen. Euch allen möchte ich sagen: da habt ihr mich! Eins bist du mit dem Meer, Alter, wie ich. Duke hab ich gern. Und Sie, Estamp? Wer hat mich in Bombay vor den stumpfsinnigen Sipahis versteckt, als ich die Perle des Radscha rettete? Auch Estamp hab ich gern, in seiner Brust schlägt ein warmfühliges Herz. Renior hat zwei Monate bei mir gewohnt, und seine Frau hat mich ein halbes Jahr mit Essen versorgt, als ich das Bein gebrochen hatte. Und du - >Ich kenn dich<, Tschintschar, hartgesottener Sünder -, wie hast du in der Kirche über die Begegnung mit einer alten Frau geweint? Zwanzig Jahre trennten euch und eine zufällige Bluttat. Ich habe getrunken und schwatze nun, Kapitäne: Ich hab euch alle gern. Mit dem Kaperschiff ist bestimmt nicht zu scherzen, doch – welche Wahl soll ich treffen? Das weiss ich beim besten Willen nicht.“

„Losen“, sagte Estamp.

„Losen! Losen!“ schrien sie am Tisch. Bitt-Boy blickte sich um. Längst schon waren andere Gäste näher herangerückt und folgten dem Gespräch viele Ellbogen lagen auf dem Tisch, und hinter den Sitzenden standen andere und hörten zu. Bitt-Boy sah aus dem Fenster, vor dem der Hafen leuchtete. Dunstig legte sich der Abend aufs Meer. Nachdem Bitt-Boy einen fragenden Blick auf die geheimnisvolle „Felicata“ geworfen hatte, sagte er:

„Eine stattliche Brigantine, Estamp. Wer befehligt sie?“

„Ein Flegel und Hohlkopf. Nur hat ihn bis jetzt keiner gesehen.“

„Und ihre Ladung?“

„Gold, Gold, Gold“, murmelte Tschintschar, „schönes Gold...“

Und einige andere bestätigten:

„So heisst es.“

„Ein Schiff mit Gold sollte hier vorbeikommen. Bestimmt ist es dieses.“

„Es wird streng bewacht.“

„Sie lassen keinen an Bord.“

„Still ist es dort...“

„Kapitäne!“ sagte da Bitt-Boy. „Mein seltsamer Ruhm ist mir peinlich, und die Hoffnungen, die ihr auf mich setzt, bei Gott, sie verwirren das Herz. Hört zu: Lasst uns nicht auf übliche Art losen. Wir wollen keine Papierröllchen drehen. Bei einer lebendigen Sache soll etwas Lebendiges entscheiden. Wer gewinnt, mit dem werde ich fahren, falls sich nicht noch *ein* Umstand ändert.“

„Gib's ihnen, Bitt-Boy, sag ihnen die Wahrheit!“ rief jemand, der gerade in seiner Ecke aufwachte.

Bitt-Boy musste lachen. Am liebsten wäre er jetzt schon weit weg von Liss gewesen. Der Lärm, die Scherze unterhielten ihn. Auch deshalb hatte er sich die Sache mit dem Los ausgedacht, um die Zeit

herumzubringen und fremde Einflüsse, Zerstreungen, das geschäftige Treiben der Seeleute tief in sich aufzunehmen. Im übrigen würde er sein Wort eisern halten, „falls sich nicht noch ein Umstand änderte“. Dieser Umstand jedoch war ihm selbst, da er zur „Felicata“ hinblickte, noch allzu dunkel, und als er ihn erwähnte, hatte er sich nur von seinem erstaunlichen Instinkt leiten lassen.

So geht es einem sensiblen Menschen, wenn er seinen Freund erwartet, er liest oder arbeitet, und plötzlich steht er auf, geht geradenwegs zur Tür und öffnet sie: Der Freund kommt, doch der andere hat schon seine Zerstretheit abgeschüttelt und wundert sich über die Verlässlichkeit seiner Bewegung.

„Zum Teufel mit deinem Umstand!“ sagte Duke. „Also gut – wir werden das Los befragen! Aber du hast noch nicht ausgeredet, Bitt-Boy!“

„Ja. Es wird Abend“, fuhr Bitt-Boy fort, „wer gewonnen hat, muss noch ein wenig auf mich, den armen Lotsen, warten. Ich schicke ihm um Mitternacht einen Jungen mit einer Nachricht aufs Schiff. Es ist so, dass ich vielleicht überhaupt absage. Aber ganz gleich, spielt erst mal.“

Alle wandten sich zum Fenster, in dessen bunter Weite Bitt-Boy mit gespanntem Blick offenbar irgendein natürliches Zeichen suchte, einen Hinweis, ein zufälliges Omen. Alle Schiffe waren ganz deutlich zu sehen: die schlanke „Marianna“; die lange „President“ mit dem

hohen Bugspriet; die „Einsiedler“ mit der Mönchsfigur am Bug, bulldoggenähnlich und düster; die leichte, hohe „Aramäa“ und jene edel stattliche „Felicata“ mit dem starken, wohlproportionierten Leib, mit der Schlankheit einer Jacht, dem verlängerten Heck und der Takelage – jene „Felicata“, über die man in der Schenke gestritten hatte, ob sie nun Gold geladen habe oder nicht.

Wie traurig sind die Sommerabende! Ihr gleichmässiger Halbschatten wandert, umfungen von der müden Sonne, über die verstummte Erde; ihr Echo ist lang und zögernd-traurig; ihre Weite verlischt in lautloser Wehmut. Für das Auge ist alles noch munter ringsum, voller Leben und Treiben, doch der Rhythmus der Elegie beherrscht schon das traurig gewordene Herz. Wer tut einem leid? Tut man sich selbst leid? Ertönt das vorher unhörbare Stöhnen der Erde? Umdrängen uns in dieser helllichtigen Stunde die Verstorbenen? Oder suchen die Erinnerungen, die unbewusst in der einsamen Seele anschwellen, ein ausdrucksvolles Lied...aber es tut einem jemand leid, wie ein Verschollener in der Wüste...Viele Entschlüsse fallen in den unbefriedeten Kreis solcher Abende.

„Seht“, sagte Bitt-Boy, „dort fliegt ein Kormoran; bald wird er aufs Wasser niedergehen. Wir wollen sehen, welchem Schiff der Vogel dann am nächsten ist. Gut so, Kapitäne? Jetzt“, fuhr er fort, nachdem er einhellige Zustimmung erhalten hatte, „jetzt wollen wir folgendes

beschliessen. Das Schiff, dem er am nächsten ist, lotse ich heute nacht, wenn...wie gesagt. Nun, du Bursche mit den starken Flügeln!“

Hier wechselten unsere vier Kapitäne Blicke, in deren Schnittpunkt nicht einmal der Teufel, Vater des Feuers und der Qualen, hätte sitzen können, ohne durch und durch verbrannt zu werden. Man muss den Aberglauben der Seeleute kennen, um sie in diesem Augenblick zu begreifen. Indessen ging der von alledem nichts ahnende Kormoran, nachdem er zwischen den Schiffen mehrere schwere Achten beschrieben hatte, ausgerechnet zwischen der „President“ und der „Marianna“ nieder, fast haargenau in der Mitte, so dass Bitt-Boy und alle anderen lachen mussten.

„Der Gottesvogel will beide ins Schlepptau nehmen“, sagte Duke. „Was soll’s? Dann werden wir unsere Schiffe miteinander vertäuen, Freund Renior, nicht wahr?“

„Wartet“, rief Tschintschar. „Der Kormoran schwimmt doch! Wohin er jetzt schwimmt, das ist die Frage!“

„Gut, zu wem er schwimmt“, stimmte Estamp zu.

Duke bedeckte das Gesicht mit der Hand, als schlummere er; doch durch die Finger verfolgte er den Kormoran mit scharfem, hasserfülltem Blick. Vor den anderen, näher an der „Felicata“ lag die „Aramäa“. Nach dieser Seite wandte sich, im Wasser unter-und auftauchend, der Kormoran; Estamp straffte sich und blitzte selbstzufrieden mit den Augen.

„Entschieden!“ erklärte er kurz. „Haben es alle gesehen?“

„Ja, ja, Estamp, alle!“

„Ich gehe“, sagte Bitt-Boy, „macht’s gut einstweilen. Ich werde erwartet, Brüder Kapitäne! Der Kormoran ist ein dummer Vogel, aber ich schwöre euch, wenn ich mich in vier Teile zerreißen könnte, würde ich es tun. Also, lebt wohl! Estamp, Sie werden von mir eine Nachricht bekommen. Wir fahren zusammen oder ...trennen uns auf >Nimmerwiedersehen<, Brüder.“

Die letzten Worte sprach er mit gesenkter Stimme – sie waren schwer zu verstehen und schwer zu begreifen. Drei Kapitäne vergruben sich hinter ihrem Kummer. Estamp bückte sich nach der Pfeife, und auf diese Weise erfasste niemand den Moment des Abschieds. Bitt-Boy erhob sich, schwenkte die Mütze und schritt schnell zum Ausgang.

„Bitt-Boy!“ riefen sie ihm hinterher.

Der Lotse wandte sich nicht um und eilte die Treppe hinunter.

5

Jetzt ist es an der Zeit, zu erklären, warum dieser Mann die Rolle eines lebendigen Talismans spielte für Menschen, deren Beruf sozusagen das organisierte Risiko war.

Allen logischen und dem Leben gegenüber kleinlichen Geistern zum Trotz, Geistern, die ihr kurzes graues Fähnlein über dem majestätischen Massiv der von ungelösten Geheimnissen erfüllten Welt aufgestellt haben – in der zaghaften und komischen Hoffnung, alle Suchenden und Erschütterten würden nun ihre Schritte zu diesem Fähnlein lenken -, dem zum Trotz begegnen uns Wesen, die sich die Aufgabe gestellt zu haben scheinen, andere zu veranlassen sich auf ein Rascheln und das rätselhafte Flüstern des Unerforschten hin umzuschauen. *Es gibt Menschen, die sich in einem schwarzen Ring verhängnisvoller Umstände bewegen. Ihre Anwesenheit ist bedrückend; ihre Worte klingen wie Vorahnungen; ihre Nähe bringt Unglück.* Aber wir gebrauchen auch Ausdrücke, die eine andere, heitere Kategorie von Charakteren bezeichnen. Er ist ein „unbeschwerter Mensch“, er hat eine „glückliche Hand“ – hören wir. Doch wir wollen keine voreiligen Schlüsse ziehen oder die Stichhaltigkeit unserer eigenen Mutmassungen erörtern. Tatsache ist, dass in Gesellschaft von unbeschwerten Menschen eine einfachere und klarere Stimmung herrscht; dass sie den Lauf unserer persönlichen Geschehnisse in erstaunlicher Weise wenden durch eine belanglose Bemerkung, Geste oder Andeutung, dass ihre Initiative unsere Sache zum Erfolg führt. Zuweilen sind diese Menschen zerstreut und unbekümmert, öfter jedoch lebhaft und ernst. Ein untrügliches Merkmal haben sie: ihr einfaches Lachen –

sie lachen, weil etwas wirklich zum Lachen ist und nicht, um es den Anwesenden recht zu machen.

Ein solcher Mensch war, aufgrund seiner unerklärlichen und unfehlbaren Kraft, der Lotse Bitt-Boy. Alles, was er für andere anpackte, endete günstig, so widrig die Umstände auch sein mochten, manchmal sogar mit einer unerwarteten Prämie. Es gab kein Schiff, das ein Unglück ereilt hätte auf der Fahrt, zu der er es aus dem Hafen gelotst hatte. Der Fall mit Beppo, den Duke erzählt hatte, war keine Erfindung. Niemals wurde ein Schiff, das er verabschiedet hatte, von Epidemien, Überfällen und anderen Gefahren heimgesucht; niemand ging über Bord oder verübte ein Verbrechen. Er hatte Surbagan, Liss und Kasset gründlich studiert, ebenso die ganze Küste der Halbinsel, aber er fand sich auch in unbekanntem Fahrwassern zurecht. Musste er Schiffe durch gefährliche Stellen in ferne Länder lotsen, wo er nur zufällig einmal war, so nahm das Steuer unter seiner Hand doch stets den richtigen Kurs, als sähen Bitt-Boys Augen bis auf den Grund. Man vertraute ihm blind, und er glaubte blind an sich selbst. Nennen wir es feinen Instinkt – einerlei... „Bitt-Boy, der Glücksbringer“ – unter diesem Namen kannte man ihn überall, wo er sich aufhielt und arbeitete.

Bitt-Boy durchquerte etliche Schluchten, bog um den Gasthof „Nadelkissen“ und gelangte über einen kleinen Pfad, der sich durch riesige Gärten schlängelte, auf eine

kurze steinige Strasse. Die ganze Zeit lief er mit gesenktem Kopf, in tiefes Nachdenken versunken, und manchmal erbleichte er plötzlich unter dem Hämmern der Gedanken. An einem kleinen Haus, dessen Fenster auf einen von Bäumen beschatteten Hof gingen, blieb er stehen, seufzte, straffte sich und durchschritt die niedrige steinerne Einfriedung.

Anscheinend wurde er erwartet. Kaum war er im Garten und näherte sich, im Gras raschelnd, den Fenstern, um ins Innere des Hauses zu spähen, wo Licht schimmerte, da tauchte an einem Fenster, mit der Schulter den beiseitegezogenen Vorhang bewegend, ein junges Mädchen auf. Sie erkannte die vertraute Gestalt des Besuchers. Schon wollte sie zur Tür stürzen, doch nachdem sie ungeduldig beide Entfernungen abgeschätzt hatte, kehrte sie zum Fenster zurück, sprang hinaus und eilte Bitt-Boy entgegen. Sie war etwa achtzehn Jahre, zwei dunkle Zöpfe unter einem lila-gelben Kopftuch fielen zu beiden Seiten ihres schlanken Halses herab und reichten fast bis zum Boden, ihr Körper war so schlank, dass er in seinen Bewegungen einem unruhigen Strahl glich. Ihr unregelmässiges, noch fast kindliches Gesicht mit den schüchtern-stolzen Augen war reizend anzusehen in seiner beseelten aufblühenden Weiblichkeit.

„Reshi, Wimpernkönigin!“ sagte Bitt-Boy unter Küssen. „Wenn du mich nicht erstickst, werde ich mich später gern an diesen Abend erinnern, an unseren Abend.“

„Ja, an unseren Abend, mein Lieber, du gehörst mir!“ sagte das Mädchen. „Heute nacht habe ich mich nicht schlafen gelegt, denn ich dachte nach deinem Brief, dass auch du gleich zu mir geeilt kommst.“

„Ein Mädchen muss viel schlafen und essen“, erwiderte Bitt-Boy zerstreut. Aber gleich darauf hatte er seine schwere Bedrückung abgeschüttelt. „Habe ich dir auch beide Augen geküsst?“

„Kein einziges hast du geküsst, du Geizhals!“

„Nein, ich glaube, ich habe das linke geküsst...Folglich ist das rechte jetzt gekränkt. Gib mir mal dieses Äuglein...“ Und er bekam es und fühlte, wie es strahlte.

Doch das Wesen solcher Gespräche liegt nicht in unseren armen Worten, und wir wissen es sehr wohl. Versuchen Sie einmal, ein solches Gespräch zu belauschen es wird Sie traurig, neidisch und mitleidig stimmen: Sie werden sehen, wie zwei Herzen sich mühen, einander mit Lauten ihre Stimmung mitzuteilen. Reshi und Bitt-Boy jedoch kosteten dieses Gespräch bis zum letzten aus. Sie sassen auf einem kleinen Gartensofa. Es war dunkel geworden.

Wie es oft geschieht, trat Schweigen ein: Das Erfülltsein der Herzen ist auch ein Signal für Entscheidungen, wenn sie dringlich sind. Bitt-Boy hielt es für angebracht, ohne Aufschub vom Wichtigem zu sprechen.

Das Mädchen kam ihm unbewusst zu Hilfe.

„Richte unsere Hochzeit, Bitt-Boy. Ich bekomme ein Kind.“

Bitt-Boy brach in lautes Lachen aus. Das Bewusstsein seiner Lage vergiftete dieses Lachen und erstickte es in einem kurzen Seufzer.

„Hör zu“, sagte er mit veränderter Stimme, „und unterbrich mich nicht, Reshi.“ Er spürte, wie Unruhe in ihr aufflackerte, und sprach hastig weiter. „Ich habe mich erkundigt und bin überall gewesen...es besteht kein Zweifel...Ich kann nicht dein Mann werden, Liebes. Oh, weine nicht gleich! Warte, hör mich bis zu Ende an! Werden wir denn nicht Freunde bleiben? Reshi...du Dummchen, du mein Allerliebstes! Ich darf dich nicht unglücklich machen! Ich sage noch mehr: Ich bin ja nur gekommen, um Abschied zu nehmen! Ich liebe dich so, dass es mir das Herz zerreisst und...wenn es das eines Riesen wäre! Aber es ist schon tot, getötet, Reshi! Und dann, bin ich etwa der einzige auf der Welt? Es gibt so viele gute und ehrliche Menschen! Nein, nein, Reshi; hör mir zu, dann wird dir alles klar werden...es geht nicht anders.“

In dieser Art sprach er noch lange und zermahlte mit zusammengebissenen Zähnen bittere Tränen, die er zurückdrängte, aber die seelische Erregung verwirrte schliesslich seine Gedanken.

Er verstummte, moralisch und physisch zerschlagen, verstummte, nahm ihr mit Gewalt die kleinen Hände von den Augen und küsste sie.

„Bitt-Boy...“, sagte das Mädchen schluchzend. „Bitt-Boy, du bist ein Dummkopf, was redest du da für Blödsinn! Du kennst mich eben noch nicht richtig. Ich überlasse dich nicht dem Elend, nicht der Angst. Siehst du“, fuhr sie immer eifriger fort, „du bist jetzt niedergeschlagen. Aber ich werde dich beruhigen...“ Sie nahm seinen Kopf und drückte ihn an ihre Brust. „Liege ganz ruhig, du Lieber. Hör zu: Wenn es dir schlecht geht, will ich, dass es auch mir schlecht geht. Wenn es dir gut geht, soll es auch mir gut gehen. Hängst du dich auf, dann hänge ich mich auch auf. Lass uns alles, was bitter ist, miteinander teilen – und gib mir die grössere Hälfte. Du wirst für mich immer, immer weiss und schön sein wie Porzellan...Wie kann ich dich nur überzeugen: vielleicht mit meinem Tod?“

Sie richtete sich auf und griff in das Mieder, wo nach hiesigem Brauch die Mädchen ein Stilett oder einen kleinen Dolch tragen.

Bitt-Boy hielt sie zurück. Er schwieg, erschüttert von dem neuen Wissen um eine nahe Seele. Jetzt nahm sein Entschluss, der unerschütterlich blieb, eine andere Form an.

„Bitt-Boy“, fuhr das Mädchen fort, gebannt von der eigenen Rede und getäuscht durch die Niedergeschlagenheit des unglücklichen Mannes, „es ist klug von dir, dass du schweigst und mir zuhörst.“ An seine Schulter geschmiegt, sprach sie weiter: Alles wird gut, glaube mir. Weißt du, was ich manchmal denke,

wenn ich träume oder mich über deine Abwesenheit ärgere? Wir werden ein Reitpferd haben, das nennen wir Bitt-Boy, einen Hund, der wird Schlauberger heissen, und eine Katze Reshi. Von Liss brauchst du nie mehr wegzufahren. Du kaufst uns neues Kupfergeschirr für die Küche. Ich werde dir immer und überall zulächeln: in Gegenwart von Feinden, von Freunden – alle sollen sehen, wie du geliebt wirst. Wir werden Bräutigam und Braut spielen – wie du heimlich weggehen wolltest, du Schlimmer -, aber ich werde nicht mehr weinen. Und wenn du erst deine Brigg hast, segeln wir dreiunddreissigmal um die Welt...“

Ihre Stimme klang schläfrig und nervös; die Augen schlossen und öffneten sich. Mehrere Minuten lang malte sie die eingebildete Reise in verworrenen Bildern aus, dann setzte sie sich bequemer hin, schlug die Beine unter und stiess gähnend einen leichten Seufzer aus. Jetzt segelten sie im Sternengarten, über leuchtende Unterwasserblumen.

„...Dort gibt es viele Robben, Bitt-Boy. Robben sollen gute Tiere sein. Sie haben menschliche Augen. Beweg dich nicht, bitte, so ist es ruhiger. Wirst du mich auch nicht über Bord werfen, Bitt-Boy, wegen irgendeiner, ich weiss nicht...einer kleinen Türkin? Du hast gesagt, ich sei die Wimpernkönigin...Nimm sie dir alle, Lieber, nimm alle, alle...“

An Bitt-Boys Ohr drang der gleichmässige Atem des Schlafs. Der Mond schien. Bitt-Boy schaute sie von der

Seite an: Ihre Wimpern lagen weich auf den blass gewordenen Wangen. Er lachte beklommen, dann machte er sich frei, in allen Bewegungen bemüht, es behutsam und sanft zu tun, stand auf und bettete den Kopf des Mädchens auf das wachstuchbezogene Sofapolster. Er war mehr tot als lebendig. Jedoch die Zeit verrann; der Mond stieg immer höher...Bitt-Boy küsste zart Reshis Füße und ging mit einem im Herzen erstickten Klageschrei hinaus auf die Strasse.

Auf dem Weg zum Hafen kehrte er für ein paar Minuten im „Nadelkissen“ ein.

6

Es war gegen zehn Uhr abends, als an die „Felicata“ eine kleine Schaluppe heranglitt und sacht gegen die Bordwand stiess. Darin sass ein einzelner Mann.

„He, ihr auf der Brigantine!“ ertönte ein verhaltener Zuruf.

Der wachhabende Matrose trat an die Reling.

„Ahoi“, antwortete er verschlafen und blickte in die Dunkelheit. „Zu wem?“

„Nach der Stimme zu urteilen, bist du es, Raxon. Heisse Bitt-Boy willkommen.“

„Bitt-Boy?! Tatsächlich...“ Der Matrose leuchtete die Schaluppe mit der Laterne an. „Das ist aber eine angenehme Überraschung! Sind Sie schon lange in Liss?“

„Wir unterhalten uns später, Raxon. Wer ist euer Kapitän?“

„Sie werden ihn kaum kennen, Bitt-Boy. Es ist Esquiros, aus Kolumbien.“

„Stimmt, ich kenne ihn nicht.“ Während der Matrose eilig das Fallreep herunterliess, stand Bitt-Boy nachdenklich in der Schaluppe. „Ihr seid also mit Gold unterwegs?“

Der Matrose lachte.

„Nicht doch, wir haben Lebensmittel geladen, unseren eigenen Vorrat und ein wenig Fracht nebenbei für die Insel Sandi.“

„Trotzdem müsst ihr Gold haben...wie ich das verstehe“, murmelte Bitt-Boy, als er an Deck kletterte.

„Wir haben etwas anderes vor, Lotse.“

„Und du bist einverstanden?“

„Ja, so wird es wahrscheinlich gut sein, denke ich.“

„Ausgezeichnet. Schläft der Kapitän?“

„Nein.“

„Nun, dann führe mich zu ihm.“

Durch einen Türspalt der Kapitänskajüte fiel Licht. Bitt-Boy klopfte, öffnete die Tür und trat schnell und zielstrebig ein.

Er war sternhagelbetrunken, blass wie vor der Hinrichtung, hatte sich jedoch voll in der Gewalt und hielt sich erstaunlich gut. Esquiros blickte von der Seekarte hoch und ging, die Augen leicht zusammengekniffen, auf den Unbekannten zu. Der

Kapitän war ein nicht mehr junger, müde wirkender Mann, leicht gebeugt, mit kränklichem, jedoch angenehmen und offenem Gesicht.

„Wer sind Sie? Was hat Sie hergeführt?“ fragte er, ohne die Stimme zu heben.

„Kapitän, ich bin Bitt-Boy“, begann der Lotse, „vielleicht haben Sie schon von mir gehört. Ich bin hier...“

„Sie? Bitt-Boy, der >Glücksbringer<?“ unterbrach ihn Esquiros. „Die Leute drehen sich um, wenn dieser Name fällt. Ich weiss über alles Bescheid. Setzen Sie sich, mein Freund, hier ist eine Zigarre, ein Glas Wein; hier meine Hand und meine Anerkennung.“

Bitt-Boy setzte sich und hatte plötzlich vergessen, was er sagen wollte. Allmählich kehrten seine Gedanken zurück. Er trank einen Schluck, steckte sich eine Zigarre an und lachte gezwungen auf.

„Zu welchen Ufern macht sich die >Felicata< auf die Reise?“ fragte er. „Wie ist ihr Lebensplan? Sagen Sie es mir, Kapitän.“

Esquiros war über diese direkte Frage nicht sehr erstaunt, Ziele, wie er sich eins gestellt hatte, oder richtiger gesagt Vorhaben, erzwingen manchmal Offenheit. Doch ehe der Kapitän zu sprechen begann, ging er auf und ab, um sich zu konzentrieren.

„Nun, was soll's...reden wir“, begann er. „Das Meer erzieht zuweilen seltsame Charaktere, lieber Lotse. Der meinige wird Ihnen, denke ich, merkwürdig

vorkommen. In der Vergangenheit hatte ich mancherlei Unglück. Zerbrechen konnte es mich nicht, aber mir haben sich neue, unbekannte Wünsche aufgetan: der Blick ist umfassender geworden, die Welt näher und zugänglicher. Sie zieht mich in den Bann, als lade sie mich zu Gast. Ich lebe allein. Auf See habe ich schon jede Arbeit gemacht, Lotse, und ich war ein ehrlicher Arbeiter. Was hinter mir liegt, ist bekannt. Zudem habe ich – und das war schon immer so – ein grosses Bedürfnis nach Ortswechsel. Drum habe ich mir jetzt *meine* Reise ausgedacht. Dreissig Fässer Pökelfleisch löschen wir in Sandi, und dann werden wir mit wachen Augen und wachen Herzen ohne bestimmten Plan Meere und Länder durchstreifen. Wir werden fremdes Leben studieren, wichtige, bedeutende Begegnungen suchen, uns Zeit gönnen, gelegentlich einen Flüchtling retten, Schiffbrüchige an Bord nehmen; wir werden in blühenden Gärten an mächtigen Flüssen stehen, vielleicht vorübergehend in der Fremde Wurzeln schlagen, den Anker Salz ansetzen lassen, um uns dann, wenn uns die Sehnsucht überkommt, wieder loszureissen und die Segel in den Wind zu stellen – das ist doch gut, nicht wahr, Bitt-Boy?“

„Ich höre Ihnen zu“, sagte der Lotse.

„Meine Besatzung ist ganz neu. Ich habe mich nicht beeilt, sie zusammenzubringen. Nachdem ich die alte entlassen hatte, suchte ich die nötigen Begegnungen, unterhielt mich mit den Leuten, und so fanden sich,

einer nach dem anderen, die passenden Männer bei mir zusammen. Eine Equipe der Nachdenklichen! Das Kaperschiff hält uns in Liss fest. Vor einigen Tagen bin ich ihm entkommen, aber nur, weil der Hafen so nahe war. Bleiben Sie bei uns, Bitt-Boy, und ich gebe auf der Stelle Befehl, die Anker zu lichten! Sie sagten, dass Sie Rexon kennen...”

„Ich kenne ihn von der >Radius<“, erwiderte Bitt-Boy überrascht, „aber das habe ich doch noch gar nicht erwähnt, obwohl ich es vorhatte.“

Esquiros ging nicht darauf ein und erklärte sich den kleinen Widerspruch im stillen mit der Zerstreutheit seines Gesprächspartners.

„Also haben Sie zu Bitt-Boy Vertrauen?“

„Vielleicht habe ich unbewusst auf Sie gewartet, mein Freund.“

Schweigen trat ein.

„Nun, dann auf eine glückliche Reise, Kapitän!“ sagte Bitt-Boy plötzlich mit klarer und munterer Stimme. „Schicken Sie den Schiffsjungen auf die >Aramäa<, mit ein paar Zeilen an Estamp.“

Er machte den Zettel fertig und gab ihn Esquiros.

Dort stand geschrieben: „Ich bin dumm wie der Kormoran, lieber Estamp. Der >Umstand< ist eingetreten. Lebt alle wohl – Sie, Duke, Renior und Tschintschar. Dieses Ufer sieht mich nie mehr wieder.“

Nachdem Esquiros den Jungen mit dem Zettel weggeschickt hatte, drückte er Bitt-Boy die Hand.

„Wir laufen aus!“ rief er mit klingender Stimme und bekam sogleich ein sachliches, gebieterisches Aussehen. Sie gingen aufs Deck.

Im Herzen eines jeden stimmte der Wind sein Lied an: für Bitt-Boy war es der Wind des Friedhofs, für Esquiros der Wind der Bewegung. Der Kapitän piff nach dem Bootsmann. Keine zehn Minuten waren vergangen, da hallte das Deck von Getrampel wider, und im Licht der Staglaternen huschten Silhouetten hin und her. Das Schiff erwachte im Dunkeln, die Segel knatterten; immer weniger Sterne schimmerten durch die Rahen; knarrend drehte sich die Ankerwinde, das Tau zog das Schiff langsam heran und befreite den Anker aus dem Schlamm.

Bitt-Boy, der das Steuerrad ergriffen hatte, wandte sich ein letztes Mal in die Richtung, wo die Wimpernkönigin eingeschlummert war.

Die „Felicata“ lief mit gelöschten Lichtern aus. Schweigen und Stille herrschten auf dem Schiff. Als sie die enge, felsige Hafenausfahrt hinter sich gelassen hatten, legte Bitt-Boy das Steuer hart backbord, und so führte er das Schiff etwa eine Meile, dann nahm er geraden Kurs nach Ost, indem er fast einen rechten Winkel beschrieb; darauf hielt er nach steuerbord, ganz seinem Instinkt gehorchend. Schliesslich, als er in der Nähe kein feindliches Schiff erblickte, ging er wieder auf Kurs Ost.

Da geschah etwas Merkwürdiges: In seinem Rücken erscholl so etwas wie ein lautloser Zuruf. Er sah sich um, das gleiche tat der Kapitän, der neben dem Kompass stand. Achtern fiel ein riesiger blauer Strahl aus den kohlrabenschwarzen Türmen des Kreuzers auf die Felsen von Liss.

„Du suchst am falschen Fleck“, sagte Bitt-Boy. „Aber lassen Sie noch mehr Segel setzen, Esquiros.“

Dadurch und auch weil stärkerer Wind aufkam, wurde die Brigantine, die mit einer Geschwindigkeit von zwanzig Knoten lief, in kurzer Zeit etwa fünf Meilen fortgetragen. Bald hatten sie das Kap umschifft.

Bitt-Boy übergab das Steuer dem Rudergänger und stieg hinunter zum Kapitän. Sie entkorkten eine Flasche. Die Matrosen, die auch auf den „geglückten Sprung“ angestossen hatten, sangen oben jetzt ohne Scheu; ihr Gesang drang bis in die Kajüte. Sie hatten das Lied „John Manischka“ angestimmt:

Brüll nur, schnaufe, Ozean!
Nur die Erde macht uns bang.
Tobst du auch, dein Wellengang
Bringt uns trotzdem irgendwann
In ein warmes helles Land,
wunderschönes Land.

Köpft die Flasche, dass es knalle.
Dass das Herzchen schwimmt, mein Kind.
John Manischka trinkt für alle,
die zu dumm zum Trinken sind.

Ach, die Erde sticht die Sohlen,
drückt das Herz, verfärbt den Bart...
Lass sie sausen – gottbefohlen
Und adjö, und geh auf Fahrt.

Köpft die Flasche, dass es knalle.
Dass das Herzchen schwimmt, mein Kind.
John Manischka trinkt für alle,
die zu dumm zum Trinken sind.

Kreuz des Südens, Felsenriffe...
Sturm zieht auf, das Segel kracht.
Gott, Behüter aller Schiffe,
Bleib uns gnädig heute nacht!*

Als der Schiffsjunge, der die Botschaft zu Estamp gebracht hatte, wegen irgend etwas hereinkam, fragte ihn Bitt-Boy:

„Junge, hat er dir lange zugesetzt?“

„Ich habe ihm nicht verraten, wo Sie sind. Er hat mit den Füßen gestampft und gebrüllt, dass er mich an der Rahe aufhängen wird, da bin ich abgehauen.“

Esquiros war frohgestimmt und aufgelebt.

„Bitt-Boy“, sagte er. „Ich habe darüber nachgedacht, wie glücklich Sie sein müssen, denn es ist für Sie eine Kleinigkeit, anderen Glück zu bringen.“

Ein Wort kann manchmal tödlich treffen. Bitt-Boy wurde langsam blass; sein Gesicht verzerrte sich.

* Deutsch von Ilse Tschörtner

Der Schatten eines inneren Krampfes lief darüber hinweg. Er stellte das Glas auf den Tisch, krepelte die Strickjacke bis zum Kinn hoch und knöpfte das Hemd auf.

Esquiros fuhr zusammen. Über der linken Brustwarze quoll eine eiternde, fürchterliche Geschwulst.

„Krebs...“, sagte er und wurde nüchtern.

Bitt-Boy nickte, wandte sich ab und brachte Verband und Kleidung wieder in Ordnung. Seine Hände zitterten.

Oben sangen sie noch immer, nun aber zum letzten Mal, dasselbe Lied. Ein Windstoss zerwehte die Worte des Schlussteils, unten hörte man nur: „Kreuz des Südens, Felsenriffe...“, und nach einem undeutlichen Echo drang durch die Tür, die vom Schlingern des Schiffes zugeschlagen worden war: „...Bleib uns gnädig heute nacht!“

Diese fünf Worte vernahm deutlicher als alle anderen der Lotse Bitt-Boy, der „Glücksbringer“.

1918

Diese PDF-Datei, wurde von mir manuell und mit Änderungen; erzeugt - unter Vorlage eines Textes aus dem Band: „Der Rattenfänger“ -

Verlag Volk und Welt, Berlin 1984.

Ingo Grinowski



© 2012

INGRIN LYRICS®